

Die unheimliche Krankheit

Der Depression haftet immer noch der alte Makel der Besessenheit an, sagt **Alexander Wendt**. Er wünscht sich, dass Menschen über die Seelenkrankheit genau so reden können wie über Diabetes.

Was unterscheidet das Reden über Depression von dem über Diabetes? Eigentlich wäre es ganz einfach, die Mitteilung eines Freundes oder Kollegen, er oder sie sei depressiv, genau so aufzunehmen wie die Nachricht, jemand sei zuckerkrank. Eine systemische Krankheit, die schwer verlaufen kann, die sich aber mit Medikamenten meist gut eindämmen lässt: Das gilt für beide. Warum zögern trotzdem die meisten Betroffenen, in der Firma oder bei einem Empfang zu erzählen, sie befänden sich gerade in psychiatrischer Behandlung und würden Antidepressiva nehmen? Dafür gibt es keinen objektiven Grund. Aber Gründe. Bei einer Abendgesellschaft während der Buchmesse in Leipzig saß ich neben einer intelligenten, empathischen (und auch sehr sympathischen) Frau; wir kamen auf Bücher zu sprechen, auch auf mein Buch, auf Depression und Psychopharmaka, und sie fragte, warum man die Depressiven mit Therapie und Tabletten behandeln muss. Dürften sie nicht einfach ungestört traurig sein? Damit hatte sie den Kern eines Missverständnisses berührt. Wer Traurigkeit empfindet, ist entweder nicht depressiv, oder es geht für ihn schon wieder aufwärts.

Traurigkeit ist ein Affekt, der mit den anderen Affekten – wie Lust, Wut, Selbstliebe – aus der depressiven Person herausfließt, bis eine eigenartige Hohlform bleibt, in der bei intaktem Bewusstsein alle Zähler auf Null springen. Wer keinen depressiven Zustand kennt, dem fällt die Vorstellung schwer, dass jemand sein Bild verlieren könnte. Der Gedanke, einen eigentlich unverlierbaren Besitz einzubüßen, taucht in der Literatur immer als Urschrecken auf. Peter Schlemihl büßt seinen Schatten ein, Kay in Hans Christian Andersens „Schneekönigin“ seine Liebenswürdigkeit, Tim Thaler in James Krüss' Roman sein Lachen. Die Diagnose Depression wirkt deshalb anders als eine körperliche Krankheit unheimlich: Sie zerfrisst den Kern unserer Persönlichkeit. Etwa vier Millionen Menschen in Deutschland leiden darunter; mehr als zwei Drittel

Eine Depression ist anders als Traurigsein. Sie zerfrisst den Kern der Persönlichkeit.

der über 9.000 Suizide pro Jahr gehen auf die psychische Erkrankung zurück. Und ein unsichtbarer wie unheimlicher Vorgang im Inneren steht immer noch mit dem alten Bild der Besessenheit in Verbindung – auch wenn viele aufgeklärte Zeitgenossen bestreiten würden, dass sie daran denken. Selbst über die klassische Zeit der Aufklärung hinweg hielt sich diese Deutung von Seelenkrankheit, auch bei Medizinern, die damals zu den modernen in ihrem Fach gehörten. Dass der Arzt Christian August Heinroth – er benutzte 1818 als einer der ersten in Deutschland den Begriff Depression – in Leipzig einen Lehrstuhl für Seelenheilkunde bekam, bedeutete objektiv einen gewaltigen Fortschritt. Aber auch Heinroth schrieb aus tiefer Überzeugung: „Man sage, was man wolle, aber ohne einen gänzlichen Abfall von Gott gibt es keine Seelenstörung. Ein böser Geist wohnt in den Seelengestörten, sie sind die wahrhaft Besessenen.“ Erst der Psychiater Ernst Kraepelin führte 1899 das nüchterne Krankheitsbild des „manisch-depressiven Irreseins“ als körperlich bedingtes Leiden ein. Ausläufer des Sündenkonzepts reichen allerdings bis in die Gegenwart. Depressive, so die populäre Meinung, seien aus eigener Schuld in Trägheit versunken, durch die sie sich mit etwas von außen angestachelter Willenskraft selbst befreien könnten (was umgekehrt zur Scham vieler Depressiver führt, die sich lieber die Diagnose Burnout stellen).

Bei der Depression handelt es sich um kein Phänomen der Moderne. Zwar steigt die Zahl der Behandlungen – allerdings, weil immer mehr Betroffene Hilfe suchen. Und auch finden: Die Zahl der Suizide sinkt seit Jahren. Bei etwa zwei Drittel der Depressiven wirken Psychopharmaka gut. Sie öffnen schwer Kranke überhaupt erst für eine Gesprächstherapie. Wenn in der Gesellschaft und im Privaten über die Seelenkrankheit nicht anders gesprochen würde als über Diabetes oder chronische Schmerzen, dann würde das Millionen Menschen in Deutschland helfen. ■



Alexander Wendt, geboren 1966 in Leipzig, schrieb seit 1989 als Journalist und Autor unter anderem für die Welt, den Stern, den Tagesspiegel, die Wirtschaftswoche und den Focus. 2005 gründete er die Galerie Quartier in Leipzig, die er bis 2010 leitete. Die Dresdner Literaturzeitschrift Ostragehege veröffentlichte mehrere Texte von ihm, unter anderem die Kurzgeschichte „Wünsch mir was“ (2010). Im Januar 2016 erschien von ihm „Plantagen des Blöden. Kleines Wörterbuch der Definitionen und Phrasen“; im März 2016 „Du Miststück. Meine Depression und ich“. Alexander Wendt lebt und arbeitet in München.

Kontakt:
alexander@alexander-wendt.com